

Cineastischer Reigen

Foto: picture alliance



„Paganini“ war der letzte Film von Klaus Kinski, der den genialen Violinvirtuoson auf gewohnt drastische Weise verkörperte.

Optisch ähnlich, historisch korrekt oder vor allem unterhaltsam?
Die meisten **filmischen Komponisten-Biografien** werden
höchstens einem Aspekt gerecht. Nur wenigen cineastischen Werken
gelingt eine glaubwürdige Gesamtschau auf die Großen der Musik.

Von Volker Tarnow

Es begann im Wagner-Verdi-Jubiläumsjahr 1913. Die Studios des Film-pioniers Oskar Messter kamen mit einem 100-minütigen Epos „Richard Wagner“ heraus. Da Cosima Wagner die Rechte nicht freigab, verwendete man Arrangements von Giuseppe Becce, der aufgrund seiner verblüffenden Ähnlichkeit gleich noch die Hauptrolle bekam. Parallel zu Berlin produzierten die Mailänder Labor-Studios „Giuseppe Verdi nella Vita e nella Gloria“, in nur gut 30 Minuten drei Schauspieler für die unterschiedlichen Lebensalter bemühend. Die ungehörige Kürze korrigierte 1938 Carmine Gallones „Divine Armonie“ (dt. Drei Frauen um Verdi); beschäftigt wurden neben dem damals ungeheuer populären Fosco Giachetti auch die rumänische Sopranistin Maria Cebotari und Benjamino Gigli.

Kurioserweise zeigte die UFA nach 1933 keinerlei Interesse an Wagner und Beethoven. Der aufgrund seiner Gläubigkeit ebenfalls marginalisierte Johann Sebastian Bach fand immerhin einen denkmalwürdigen Darsteller in Eugen Klöpfer, dem jedoch „Friedemann Bach“ die Show stahl. Denn ihn mimte 1941 Gustaf Gründgens als genialischen, tragisch scheiternden Bruder Leichtfuß. Leipzigs Thomaskantor kehrte erst 1968 zum Film zurück in Gestalt einer Holzfigur namens Gustav Leonhardt; der namhafte Cembalist nutzte die „Chronik der Anna Magdalena Bach“ in erster Linie, um sich musizierend hervorzutun, weswegen

wir angenehm selten seinem niederländischen Dialekt lauschen müssen.

Ein überzeugender Leinwand-Mozart existiert nicht. Zwei recht solide Streifen haben lange Zeit den Markt beherrscht, aber weder Hans Holt in „Wen die Götter lieben“ (1942) noch Oskar Werner in „Reich mir die Hand, mein Leben“ (1955) bringen uns dem rätselhaftesten aller Genies auch nur für Sekunden näher. Miloš Formans „Amadeus“ (1984) stellt sich gegen die verlogene Götterjüngling-Tradition, indem er Tom Hulce als kindisches, obszönes Nervenbündel vorführt – noch idiotischer als das ihm zugrundeliegende Theaterstück, ist dieses Machwerk nur als kurzweiliges Verbrechen relevant.

Beethoven zu spielen, scheint leichter zu sein. Ginge es nach Ähnlichkeit, gebührte „Beethoven's Nephew“ (Beet-

Gary Oldman gelingt die Verwandlung des jungen, ausgiebig auf Freiersfüßen wandelnden Komponisten in ein bedauernswertes Wrack ausgezeichnet. Er kam als einziger Darsteller Beethovens am Klavier ohne Double aus – und war auch als Partner von Isabella Rossellini sicher einer der glücklichsten ...

Jüngere Versuche in Sachen Beethoven haben weder Neues zu sagen noch Altbekanntes auf faszinierende Weise zu wiederholen. „Copying Beethoven“ (Der Klang der Stille, 2006) beeindruckt dank Ed Harris' hypnotischem Blick und nervt durch einen absurden Plot, der unterstellt, die Uraufführung der Neunten sei nur durch eine Co-Dirigentin zustande gekommen. Zum 250. Geburtstag wurde der an Banalität kaum zu übertreffende „Louis van Beethoven“ im Fernsehen gezeigt. Das Drehbuch bewegt sich auf dem

Ginge es nach Ähnlichkeit, gebührte „Beethoven – die ganze Wahrheit“ der Lorbeerkrantz

hoven – die ganze Wahrheit, 1985) der Lorbeerkrantz. Wolfgang Reichmann ist der mit Abstand boshafte Titan, ein cholerisch heißlaufender, in seiner Hilflosigkeit erbarmungswürdiger, einsamer Mensch. „Immortal Beloved“ (Ludwig van B. – meine unsterbliche Geliebte, 1994) hat da schon mehr Facetten zu bieten, verärgert jedoch durch den Einfall, das Geheimnis der unsterblichen Geliebten zu enträtseln.

Niveau von Kinderpädagogik, die Dramaturgie ist holprig, Tobias Moretti zu elegant. Man muss schon bis zu Disneys „The Magnificent Rebel“ (1961) mit Karlheinz Böhm als grotesker Fehlbesetzung zurückgehen, um eine ähnliche Peinlichkeit zu entdecken. Um wie viel sehenswerter dagegen der österreichischen Klassiker „Eroica“ (1948) mit dem jegliches Chargieren vermeidenden Ewald Balser. Die Handlung wird

schlüssig vorangetrieben, die Drehorte Wien und Burgenland sorgen für die charmante Illusion, wir würden uns an den Originalschauplätzen des frühen 19. Jahrhunderts befinden.

Beethovens großer Rivale Giacomo Rossini durfte meist nur als Randfigur auftreten, doch wenn er ins Zentrum rückte, entstanden Meisterwerke. Sowohl „Rossini“ mit Nino Besozzi (1942) als auch der nie synchronisierte „Rossini! Rossini!“ mit Philippe Noiret

und Jacqueline Bisset (1991) sind atmosphärisch äußerst dicht, dramaturgisch und schauspielerisch erstklassig.

Franz Schuberts kurzes, nicht sehr aufregendes Erdendasein zog viel mehr Regisseure an, verführt von Rudolf Hans Bartschs verlogenen Roman „Schwammerl“ und dem populäre Singspiel „Das Dreimäderlhaus“. Das auf Richard Tauber (1934), Paul Hörbiger

(„Song Of Love“, 1947) und Martina Gedeck („Geliebte Clara“, 2008) nicht konkurrenzfähig. „Frühlingssinfonie“ gönnt übrigens Gidon Kremer einen dezenten Auftritt als Niccolò Paganini. Wir erinnern uns: Klaus Kinski identifiziert sich in seinem letzten, improvisiert wirkenden, pornografisch angehauchten Film „Paganini“ (1989) mit dem Violinvirtuosen, scheiterte auf

Gernot Roll und eine Phalanx begnadeter Schauspieler machen „Notturmo“ zu einem Kunstwerk

(1936) und – schon wieder! – Karlheinz Böhm (1958) verschwendete Zelluloid kam nur ins Kino, weil man damals noch keinen Sondermüll trennte. Und weil Franz Lehnerts glorioser, kongenialer, fast fünfstündiger Fernsehfilm „Mit meinen heißen Tränen“ (1986) noch nicht gedreht war, den es auch als gekürzte Kinoversion unter dem Titel „Notturmo“ gibt. Hier werden alle Vorurteile über Schubert und das Wiener Biedermeier veristisch zerstört, ohne die vage, traurige Schönheit jener Epoche zu leugnen. Kameramann Gernot Roll und eine Phalanx begnadeter Schauspieler – Udo Samel, Traugott Buhre, Daniel Olbrychski – machen diesen Film zu einem singulären Kunstwerk.

Nicht gar so beklemmend in seiner Intensität, doch genauso ergreifend geriet 1983 Peter Schamonis deutsch-deutsche Koproduktion „Frühlingssinfonie“. Herbert Grönemeyer alias Robert Schumann und Nastasja Kinski alias Clara Wieck liefern eine kitschfreie Liebesgeschichte ab, Rolf

angemessen exaltierte, egomanische Weise, da er auch das Drehbuch schreiben und Regie führen wollte, brachte aber mehr von Paganinis Tragik ans Licht als die dilettantischen Womanizer Stewart Granger in „The Magic Bow“ (1946) und David Garrett in „Der Teufelsgeiger“ (2013).

Viel zu brav sind auch sämtliche Chopin-Filme geraten. Sie kranken gewöhnlich an den Darstellern, die entweder Revolverhelden gleichen („A Song To Remember“, 1945) oder einfach nur Hugh Grant („Impromptu“, 1991), entweder als Freund des Proletariats auftreten („Młodość Chopina“, Young Chopin, 1952) oder unterirdisch Klavier spielen („The Mystery Of Chopin – The Strange Case Of Delphina Potocka“, 1999). Der jüngste Versuch „Chopin – Pragnienie Miłości“ (Chopin – Sehnsucht nach Liebe, 2002) ist heroisierendes, unkritisches Emotionskino, das für seine Trivialitäten zwei beachtliche Akteure opfert, Piotr Adamczyk und Danuta Stenka als George Sand.

Johann Strauß junior, das allegorische Klischee der Musikstadt Wien, wurde dem Gewinnstreben von MGM, Paramount und Disney geopfert. Auch deutschsprachige Produktionen mischten sich ins Geschäft, sodass zwischen 1937 und 1972 gleich sieben Edelschnulzen mit dem titelgebenden Wörtchen „Walzer“ entstanden. Die Darsteller reichten von

DVD-Tipps

Friedemann Bach (1941, mit Gustaf Gründgens u. a., Regie: Traugott Müller)

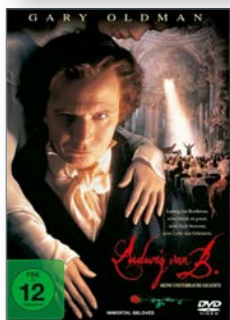
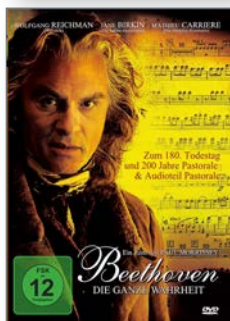
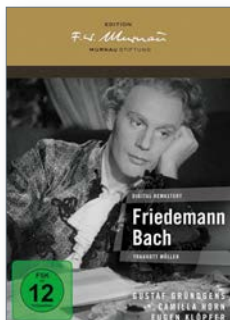
Beethoven – die ganze Wahrheit (1985, mit Wolfgang Reichmann, Jane Birkin u. a., Regisseur: Paul Morrissey)

Ludwig van B. – meine unsterbliche Geliebte (1994, mit Gary Oldman, Isabella Rossellini u. a., Regie: Bernard Rose)

Eroica (1948, mit Ewald Balser u. a., Regie: Walter Kolm-Veltée)

Notturmo (1986, mit Udo Samel u. a., Regie: Fritz Lehner)

Frühlingssinfonie (1983, mit Herbert Grönemeyer, Nastasja Kinski u. a., Regie: Peter Schamonis)



Gustav Fröhlich, Paul Hörbiger und Horst Buchholz bis Michael Riley; überlebensfähig ist allein Bernhard Wicki in „Ewiger Walzer“ (1954).

Noch häufiger als Strauß junior erschien Franz Liszt auf der Leinwand, überwiegend in Nebenrollen. Zwei Filme fallen völlig aus dem Rahmen: Claudio Arrau im mexikanischen „Sueño de Amor“ (1934), vom dem sich erst 2008 wieder eine Kopie anfindet; und der Rocksänger Roger Daltrey in der ebenso geistreichen wie vulgären Horror-Pop-Satire „Lisztomania“ (1975). Es ist Ken Russells gewagtester Musikerfilm. Sein „Mahler“ (1974) mit dem hinreißenden Robert Powell und der total deplatzierten Georgina Hale als Alma wirkt vergleichsweise zahm, provoziert aber ebenfalls durch bizarre Einfälle. Russells „The Music Lovers“ (Tschaikowsky – Genie und Wahnsinn, 1970) mit Richard Chamberlain thematisiert zu stark die an seiner Homosexualität scheiternde Ehe des Komponisten; dergleichen war von Igor Talankins sowjetischem „Tschaikowsky“ (1971) natürlich nicht zu befürchten. Die bestürzende Ähnlichkeit Innocenti Smoktunowskis mit Russlands Großmeister, den er als depressiven, extrem schüchternen Menschen darstellt, macht diese Deutung dennoch zu einem Muster an Glaubwürdigkeit – und zu dem neben Lehnerts Schubert-Hommage bildmächtigsten, fulminantesten Komponistenporträt der Filmgeschichte.

Giacomo Puccini ist eigentlich ein genauso dankbares Sujet, nur hilft der attraktivste Darsteller, Gabriele Ferzetti, rein gar nichts, wenn in „Two Loves Have I“ (1952) die Tragödie um das Hausmädchen Doria entschärft und ins Gegenteil verdreht wird. „Puccini“ (1984) ist da näher an der Wahrheit und trotzdem Nonsens, weil Tony Palmer die Filmszenen mit Probenausschnitten seiner Glasgower „Turandot“-Inszenierung mixt. Schade um Robert Stephens und seinen kranken, problembeladenen, lebensechten Frauen- und Entenjäger aus Torre del Lago. In Italien gilt

der bewunderungswürdige Alberto Lionello in „Puccini“ (1973) als unerreicht – dem Ausland ist er, mangels Synchronisation, leider unerreichbar.

Auch Mads Mikkelsen besitzt bekanntlich eine magische Ausstrahlung, und allein deswegen wird sein Strawinsky nicht erdrückt von den mondänen Art-deco-Fassaden in „Coco & Igor“ (2009). Der nicht gerade auratisch wirkende Ben Kingsley droht dagegen als Schostakowitsch zerrieben zu werden zwischen all den historischen Dokumentaraufnahmen, die in „Testimony“ (1987) durchgehend fesselnder sind als der ganze Ausstattungsbombast in pseudo-authentischem Schwarzweiß. Dass die Vorlage, Schostakowitschs Memoiren, unter Fälschungsverdacht steht, legitimiert nicht dazu, sie narrativ derart miserabel und effekthascherisch umzusetzen.

Wenn schon Pomp, dann bitte französisches Barock. „Le Roi danse“ (Der König tanzt, 2000) verwandelt Jean-Baptiste Lully in einen karrieregeilen Wüstling, was ein wenig übertrieben sein dürfte, aber bestens zum Variété der Wahnsinnigen in Versailles passt. Nicht jeder Künstler suchte den Ruhm des Sonnenkönigs; die ländliche und ästhetische Gegenwelt schildert „Tous les Matins du Monde“ (Die siebente Saite, 1991), eine Reise ins Innere der musikalischen Wahrheit, mit Gérard Depardieu in der Rolle des Gambisten Marin Marais.

Verdi und Wagner, die 1913 den cineastischen Reigen eröffnet hatten, kehrten 70 Jahre später monumentalisiert auf die Leinwand zurück. Vanessa Redgrave und Richard Burton in seiner letzten großen Filmrolle verliehen dem neunstündigen Epos „Wagner“ (1983) die denkbar höchsten Weihen. Exakt die gleiche Länge, allerdings nicht die gleiche Durchschlagskraft hat Renato Castellinis „La Vida de Verdi“ (Giuseppe Verdi

– eine italienische Legende, 1982) mit einem ziemlich geistesabwesenden, nur über eine sparsame Ausdruckspalette gebietenden Ronald Pickup. Welch energischen, auch in den politischen Konflikten viel eloquenten Karl Michael Vogler sahen wir doch vor Jahrzehnten in „Maestro der Revolution“ (1971) – leider sehen wir ihn nicht mehr, denn dieses bravouröse Opus ging in den Labyrinthen der Filmarchiv längst verloren. ■

DVD-Tipps

Paganini (1989, mit Klaus Kinski u. a., Regie: Klaus Kinski)

Lisztomania (1975, mit Roger Daltrey u. a., Regie: Ken Russell)

Coco & Igor (2009, mit Anna Mouglalis, Mads Mikkelsen u. a., Regie: Jan Kounen)

Der König tanzt (2000, mit Benoît Magimel u. a., Regie: Gérard Corbiau)

Die siebente Saite (1991, mit Gérard Depardieu u. a.; Regie: Alain Corneau)

Wagner – Das Leben und Werk Richard Wagners (1983, mit Richard Burton, Vanessa Redgrave u. a., Regie: Tony Palmer)

